

Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klausmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Wieder wurde die Tür aufgerissen, und Fahrsteiger Oswald stürzte herein, gefolgt von zwei Mann.

„Den Rauchanzug!“ schrie er Hartrop zu. „Den Feuerrauchanzug! Wo liegt er?“

„Dort drüben im Vorratsraum!“ rief Hartrop.

Fahrsteiger Oswald kam ganz dienstlich an Dora heran und meldete:

„Graf Kinter will mit dem Feuerrauchanzug in das Grubenfeld vordringen, wo die brandigen Gase sind, obgleich es der Herr Geheimrat nicht gestatten will. Es ist ein Selbstmord vom Grafen Kinter, denn der Bergpat und die Leute, die mit ihm waren, sind längst tot. Aber Graf Kinter will nicht nachgeben.“

Draußen wurde es Nacht. Die elektrischen Bogenlampen bligten auf. Die Ballen der Dampfwolken, die jetzt am Fenster vorüberflogen, waren schwarz. Aber mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes und unaufhaltsam wie das furchtbare Schicksal, das sich dort unten im Bergwerk vollzog, kamen sie immer wieder vorbei.

Wozu blieb Dora hier? Warum setzte sie sich nicht in ihr Automobil und fuhr davon? Sie wußte es: sie war nicht imstande, sich von ihrem Plage zu erheben. Ihre Füße waren wie gelähmt, und im Gehirn brannte es immer glühender.

Ein vielhundertstimmiges Geschrei klang von draußen; einzelne Hurrarufe wurden laut.

Der alte Hartrop setzte die Mütze auf, die er neben sich auf der Bank liegen hatte, und ging wieder hinaus. Nach kurzer Zeit kehrte er wieder.

„Mit der abgeschnittenen Kolonne im Tiefbau ist telephonische Verbindung hergestellt. Sie konnten bisher an das Telephon nicht heran. Sie melden jetzt, daß hundertzwanzig Mann sich sehr wohl befinden. Sie haben gute Luft, und es ist nur sehr kalt. Sie werden alle gerettet werden.“

Das Schreien da draußen wiederholte sich immer wieder. Die Menge machte ihrer Erregung Luft mit diesem Geschrei.

Unten im Bergwerk, nicht weit vom Stollort in einem Auftrieb, saß Geheimrat Kersten auf einem Block Steinkohle und gab seine Befehle. Die Kräfte des alten Mannes waren nicht so gehorsam wie sein Wille; die Beine versagten ihm vor Schreck, Anfreugung und körperlicher Anstrengung den Dienst.

Graf Kinter war seit einer halben Stunde fort, und kein Zeichen hatte er bisher gegeben. Es war ein Wahnsinn von ihm, in das alte Feld, wo die Brandgase waren, vorzudringen; aber er war doch ein braver, tapferer Mensch.

„Ich kenne das alte Feld wie meine Tasche,“ hatte er gesagt; „ich weiß, woran es liegt, daß die Brandgase nicht abziehen können. Die Wetterstrecke ist durch eine schwere Tür verschlossen, und die muß geöffnet werden. Wenn mir das gelingt, zieht die frische Luft von oben in das alte Feld hinein und drückt die Brandgase hinaus.“

Kleine, tragbare Telephonleitungen hatten die Maschinenteile bis zu der Stelle gelegt, wo der alte Geheimrat saß. Eine Verbindung ging bis zu dem Dammbau, der jetzt vollendet war und die Wasserhaltungsmaschine vollständig schützte. Die zweite Leitung ging zu der Stelle, wo an der Befreiung der Eingeschlossenen im Tiefbau gearbeitet wurde, und die dritte Leitung hinüber in das alte Feld bis zu der Stelle, wo man sich aufhalten konnte, ohne von den Brandgasen belästigt zu werden. Dort war Fahrsteiger Oswald mit zwei Oberhäuern und einer Anzahl alter Häuer stationiert und bewachte die Wettertür, die den Brandgasen das weitere Vordringen erschwerte und hinter welcher Graf Kinter verschwunden war, als er den verzweifeltsten Rettungsgang antrat.

Wie oft hatte in den letzten zehn Minuten Oswald an dieser hölzernen Tür mit verhaltenem Atem gelauscht. ~~W~~ nichts als das Fallen der Tropfen, die in der Strecke von der Firse zur Sohle herunterfielen, vernahm man.

„Es ist ihm nicht geglückt,“ sagte er zu den beiden Oberhäuern, die neben ihm standen; „auch der Graf ist verloren. Schade um ihn! Aber es war doch Wahnsinn, da hinein-zugehen.“

Eine Stunde war wieder verflossen. Draußen fuhren rasch mehrere Wagen vor. Die Tür des Feschenhauses wurde aufgerissen, und es strömten Männer herein mit weißen Binden und rotem Kreuz am Arm. Es war die freiwillige Sanitätskolonne des Bergwerks, die alarmiert worden war. Betten wurden aufgeschlagen und im Saale des Feschenhauses aufgestellt. Ärzte kamen, grüßten Dora stumm und breiteten die gewaltigen Medikalkisten, die herangeschleppt wurden, aus.

Der alte Hartrop wußte nicht, wie er allen Anforderungen gerecht werden sollte. Man verlangte Eimer, um Wasser bereitzustellen; man stellte alle möglichen Ansinnen an ihn, denen er nicht nachkommen konnte. Dann eilten wieder die Leute der Sanitätskolonne und die Ärzte hinaus; sie schlugen ein Zelt auf dem Plage auf. Der alte Hartrop kam wieder und sagte sehr aufgeregt zu Dora:

„Es ist ja doch alles umsonst. Der Bergpat ist tot und die fünf Mann und Graf Kinter auch. Der ist nicht wiedergekommen. Die sollen nur all ihr Zeug wieder einpacken; die von der Kolonne im Tiefbau brauchen ihre Hilfe nicht, denn es heißt, daß man in zwei bis drei Stunden zu ihnen vorgebrungen sein wird.“

Wieder wurde die Tür aufgerissen, denn niemand kam in diesen Stunden bedächtigen oder ruhigen Schrittes, sondern alles stürmte, lief und stolperte. Einige Mann von der Sanitätskolonne kamen herzu. wackten die Medikalkisten

wieder zusammen, schlugen sie zu, schleppten sie fort, und Leute kamen, die Tragbahnen holten; alles in Hast, alles in Aufregung.

„Erst nach langer, langer Zeit kam Hartrop und meldete: „Die Ärzte und Sanitätsmannschaften sind hinuntergefahren ins Bergwerk. Was sie dort machen wollen, weiß niemand. Der Geheimrat hat sie telephonisch bestellt.“
Noch einmal kam ein Arzt, gefolgt von einem Manne der Sanitätskolonne, und schrieb in seiner Erregung Hartrop wie ein Wahnsinniger an:

„Der Sauerstoffapparat! Es soll ein Sauerstoffapparat hier sein! Wo ist er?“

Hartrop war so erschrocken, daß er sich erst besinnen mußte. Aber dann lief er nach dem Vorratsraume, und der Arzt mit seinem Begleiter folgte ihm, und sie schleppten einen Sauerstoffapparat fort. Hartrop half ihnen beim Forttragen des Apparates bis zur Hängebank des Schachtes.

Lange blieb er fort, dann kam er zurück mit der Meldung:

„Es soll noch ein Versuch gemacht werden. Aber es hat ja doch keinen Zweck. Zu erfahren ist nichts. Alles redet und schreit durcheinander; es ist, als ob die Leute den Verstand verloren hätten.“

Frenetischer Jubel da draußen; Hurrarufe und das gellende Kreischen von Weiberstimmen.

Zwanzig Eingeschlossene aus dem Tiefbau hatten sich selbst herausgearbeitet und kamen gerade zur Erdoberfläche zurück. Und jetzt kam die Menge, die sich draußen vor dem Tore staute, keine Rücksicht mehr. Als die schweren Flügel des Gittertores geöffnet wurden, stürmten alle herein, raunten die wachhabenden Bergleute über den Haufen und stuteten rufend und schreiend auf den Grubenplatz, als könnten sie dadurch den anderen Eingeschlossenen helfen. Automobile tüteten draußen und Wagen rasselten. Mehrere Schwachgewordene der Geretteten wurden in Transportwagen nach dem Knappschaftslazarett geschafft.

Neues Geschrei da draußen; Hurrarufe, eilige Schritte. Wieder wird die Tür aufgerissen; vier Mann von der Sanitätskolonne stürmen herein, ihnen folgt ein Arzt.

„Macht hier vorläufig alles zurecht. Es sollen mehrere Krankentransportwagen kommen, damit die Geretteten in das Knappschaftslazarett gebracht werden können.“

Dann erst sah der Arzt wohl Dora und wendete sich zu ihr. Er riß den Hut vom Kopfe, wischte sich den Schweiß von der Stirn und von dem schmutzig gewordenen Gesicht.

„Graf Klinger, der Bergkat und die fünf Mann sind aus den Brandgasen heraus. Einige von ihnen werden wir ins Leben zurückrufen. Graf Klinger ist schon wieder ganz auf dem Posten; nur mit dem Bergkat scheint es sehr schlecht zu stehen.“

Der Arzt stürmte wieder hinaus.

Jubelgeschrei da draußen und dann plötzliches Schweigen. Dann hörte man taktmäßige Schritte. Auch der zweite Flügel der Tür zum Zechenhaus wurde geöffnet, und die Sanitätsmannschaften trugen sechs Bahnen herein. Auf ihnen lagen die Körper des Bergkats Spalding und seiner fünf mutigen Begleiter.

Am Arme eines Arztes erschien wankend und nur mühsam gehend Graf Klinger. Er wurde auf eines der Betten gelegt, die im Zechenhaus aufgeschlagen waren, und mit dem Sauerstoffapparat behandelt. Dann wurden auch die anderen noch halb Bewußtlosen veranlaßt, Sauerstoff einzunehmen.

Dora sah alles wie im Nebel. Eine erschreckende Gleichgültigkeit gegen alles, was um sie vorging, hatte sich ihrer bemächtigt. Nicht einmal eine Hoffnung mehr war in ihr. Die Krankentransportwagen fuhren draußen vor, und die sechs Bewußtlosen wurden fortgebracht.

Graf Klinger weigerte sich, nach dem Knappschaftslazarett zu gehen. Er hatte sich auf der Bettrand gesetzt und erklärte:

„Es wird schon besser, die frische Luft tut mir wohl. Ich habe mein eigenes Auto hier und fahre damit nach Hause.“

Er stand auf und versuchte zu gehen, was ihm auch gelang. Mit Anstrengung kam er auf die Estrade hinauf und reichte Dora die Hand.

Dora küßte diese Hand und erschreckte den gutmütigen Grafen dadurch dergestalt, daß er eigentlich erst jetzt zum vollen Bewußtsein kam.

„Nicht doch, nicht doch!“ wehrte er ab.

„Sie haben sie gerettet,“ sagte Dora, und jetzt endlich fand sie Tränen und herzzerreißendes Schluchzen.

Der Graf setzte sich zu ihr und versuchte sie zu trösten. Er sprach einzelne zusammenhanglose Worte, wie es seine Erschöpfung und Verwirrung infolge der Gasvergiftung gestatteten.

Dora saß am Tisch, das Gesicht in den Händen verborgen.

Das Rufen und Schreien draußen wurde lauter, das Hin- und Herlaufen vieler Menschen deutlich vernehmbar. Lautes Hurrarufen! Der einarmige Hartrop kam in das Zechenhaus und rief:

„Die Hauptkolonne aus dem Tiefbau kommt herauf. Es sind alle gerettet!“

Dann verschwand er wieder. Es litt den alten Bergmann nicht in dem geschlossenen Raume, er mußte hinaus, um die Kameraden zu begrüßen.

Der Tumult draußen dauerte wohl eine halbe Stunde an. Dann kam müden Schrittes, seine Beine mehr schleppehend als hebend, der alte Geheimrat Kersten. Sein Erscheinen hatte unsinniges Jubelgeschrei draußen angezeigt. Dieses Jubelgeschrei dauerte noch an, als er das Innere des Zechenhauses erreicht hatte und sich kraftlos auf eines der Betten setzte. Draußen an den Fenstern drängten sich Hunderte von Menschen, besonders Frauen und Kinder. Sie entdeckten den Grafen Klinger, und dann ging draußen das Geschrei von neuem los: „Der Graf Klinger, Hurra! Glück auf! Glück auf!“

Es half nichts: Graf Klinger mußte sich erheben und bis vor die Tür gehen, um ein paar Worte an die Leute zu richten. Er war der Held des Tages, er war der Retter der Verlorengegangenen, ebenso wie der alte Geheimrat als Leiter der Rettungsarbeiten das Verdienst hatte, daß die im Tiefbau Eingeschlossenen so rasch wieder befreit und ihren Angehörigen wiedergegeben wurden.

(Schluß folgt.)

Der Blinde am Meer.

Roman von Karl Böttcher-Chemnitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Feodora wandte sich zu den beiden Herren und zeigte ein huldvolles Lächeln. Sie reichte ihre Hand zum Kusse und bezeugte ihre Freude, die Herren schon so zeitig begrüßen zu können.

Auf Kun, den Naturmenschen, wirkte diese ganze Situation: diese schöne Frau inmitten dieses reizenden Zimmers und in dieser Beleuchtung, wie ein feenhafter Zauber.

Aber Rene, der in der großen Welt Erfahrene, hatte den Eindruck des Gemachten, des beabsichtigten Effektes.

Unwillkürlich verlor er die zierliche, gepflegte Schönheit Feodoras mit der klaren, reinen und natürlichen Anmut Ardas. Und während Kun sich fast ausschließlich mit Feodora unterhielt, in seiner lebhaften, drastischen Art, mußte Rene immer an Arda denken.

Er war einsilbig und zersireut, bis sich Feodora direkt an ihn wandte: „Nun, Herr Professor, erzählen Sie mir etwas von Ihrem neuen Werke, und vor allem, wann man es sehen kann.“

Rene Brian wurde sichtlich verlegen.

Etwas in ihm sträubte sich, mit Feodora gerade von diesem Bilde zu sprechen, denn das Bild war ihm kein Ding, keine Sache, es war für ihn etwas Lebendiges, das er mit voller Seele liebte, aber mit jener heimlichen Liebe, von der man nicht spricht, die man hütet wie eine frühlingszarte Knospe.

Und Kun Orskühl fühlte das, und er kam Rene zu Hilfe und sagte: „Gnädige Frau, mit dem neuen Werke meines Freundes hat es eine eigene Verwandnis. Ich habe das Gemälde gesehen, es ist unbeschreiblich schön, aber Rene will seine Schöpfung nicht veröffentlichen, wenigstens nicht für die allgemeine große Welt. Und ich habe ihm darin recht gegeben.“

„Aber ich, das heißt — der Kreis seiner intimsten Verehrer und Freunde — werden doch das Werk zu Gesicht bekommen, Herr Professor?“

„Das liegt dann ganz an den Herrschaften selbst. Ich meine unter „dann“ nach der endgültigen Urteilsfindung meines Bildes.“

„Und darf ich wissen, wo Sie es ausstellen werden?“

„Ich bitte das vorläufig als mein Geheimnis betrachten zu dürfen, gnädige Frau,“ sagte er unter einer konventionellen Verbeugung.

„Bitte, ganz wie Sie wollen, Herr Professor,“ antwortete sie kühl und warf dabei den Kopf hoch und wandte sich dann an Kun Drsl.

Rene lächelte vor sich hin. Er wußte, er hatte die schöne Frau beleidigt. Aber er fühlte nicht das geringste Bedauern, und als er sah, daß sein Freund kein Auge von dem schönen Antlitz Frau von Braun wandte, und dieser seine Unterhaltung mit Wärme und Feuer führte, fühlte er eine leise Genugtuung.

Und Feodora machte kein Hehl daraus, daß ihr Herr Drsl gefalle. Sie war äußerst lebenswürdig zu ihm und zeichnete ihn auch besonders aus, als man dann drüben in den beiden großen Salons unter den zahlreichen Besuchern des Hauses stand. Sie führte Kun zu jedem, den er noch nicht kannte und stellte ihn mit ein paar lebenswürdigen empfehlenden Worten vor.

Rene stand anfangs ziemlich einsam. Die Gesellschaft fühlte, daß er bei der Frau des Hauses in Ungnade gefallen war, und so hütete man sich auch, ihm besonders zuvorkommend zu begegnen.

Gräfin Gotheim trat zu Rene. „Sagen Sie mir, lieber Freund, ist es Ernst oder ist es Interessiertheit an diesem Betriebe hier, was aus Ihrem Antlitz spricht?“

„Reibes, gnädige Frau. Doch Sie werden mir verzeihen, wenn Sie bedenken, daß ich monatelang nicht unter solchen Menschen weilte. Ich bin des geschraubten, gesellschaftlichen Tones entwöhnt, und wer am Rufen der Natur gelegen, muß erst nach und nach seinen Lebensmagen an die Kunstpeise, die aus Konvenienz, Ullge, Schminke und gekstgtem Hochmut zusammengerührt ist, gewöhnen.“

„Sie sprechen bittere Worte, Herr Professor.“

„Bittere Worte sind aber fast immer wahr, darum will sie auch niemand gern hören. Aber beobachten Sie die erlauteten Besucher dieses Salons, und Sie werden mir recht geben. Sehen Sie dort den Ministerialdirektor, mit welcher bestridender Liebenswürdigkeit er mit dem Legationsrat spricht, und doch welch ich zufällig bestimnt, daß er heute morgen beim Staatssekretär des Auswärtigen die Kallstellung des Legationsrates gebühst hat. Sehen Sie dort an dem Klingerschen Beethoven die beiden Offiziere. Wie laut und pathetisch der Gardeulan über Niezchebrise boziert. Ich kenne ihn sehr genau. Er hat mit mir zwei Jahre die Schulbank gedrückt auf der Kreuzschule zu Dresden. Ich versichere Ihnen, gnädige Gräfin, er hat nie Niesche gelesen, und er tat recht daran, denn er würde ihn nicht verstehen. Schauen Sie dort meinen Ksplesgen Wirter. Er ist ein lieber, einfacher Mensch, in dem sonst kein Falsch ist, er ist ein echter Bawuware. Hören Sie nur, er spricht mit Seiner Durchlaucht dem Prinzen Lobenstein über die Erfolge des Weinbergischen Stalles. Der Vermste, er hat noch nie ein Rennen gesehen, aber selbst der Hiedere schämt sich, das dem Rennfavoriten Lobenstein, der dies Jahr die goldene Peitsche gewann, zuzugestehen. Nun sagen Sie, Frau Gräfin, ist das nicht Lug und Konvenienz, ist das nicht Schminke?“

„Hören Sie auf, Herr Professor, ich merke, Sie sind ein anderer geworden.“

Rene aber reichte Frau von Gotheim die Hand und sagte ernst: „Ich danke Ihnen für dieses Wort, gnädige Frau.“

„Sie sind mir wunderbar. Da schauen Sie Ihren Freund Kun Drsl an, mit welcher lebhaftem Feuer er erzählt. Kommen Sie, wir wollen ihm zuhören.“

Und während sie in den Kreis traten, der sich um Feodora von Braun und Kun Drsl gebildet hatte, sagte Rene noch leise zur Gräfin: „Kun Drsl ist der Einzige, der echt ist. Seine Worte sind schlicht und wahr und seine Verehrung für Feodora aufrichtig.“

Kun erzählte von seinen Forschungen auf dem Grunde des Meeres, aber in so bescheidener, zurückhaltender und doch klarer und spannender, von Humor gewürzter Weise, daß er im Fluge die Sympathien seiner Zuhörer gewann.

Die Diener reichten jetzt Tee und Gebäc herum, und Rene benutzte diese Gelegenheit, sich unbemerkt aus dem Salon zu stellen.

Im Entree sagte er zu einem Diener, er solle ihn später bei Frau von Braun entschuldigen und Herrn Doktor Drsl diskret mitteilen, daß er ihn bei Josty erwarte.

Er ging zu Fuß die Tnden vor. Ein nasskalter Wind strich durch die Straßen, und Rene vergaß fröstelnd seine Hände tief in die Taschen seines Paletots. Er freute sich, daß er dem Trubel bei Feodora entschläfst sei. Nun wollte er allein seinen Gedanken nachhängen.

An der Friedrichstraße traf er einen bekannten Kunstkritiker, der ihn bat, sich ihm anschließen zu dürfen.

„Wenn Sie auch den geringsten Versuch unterlassen, mich zu interviewen, gern.“

„Ich hätte ja gern einiges über Ihre letzten Arbeiten gehört, Herr Professor, aber wenn Ihnen nichts daran gelegen ist, verpöredie ich Ihnen, nichts zu erforschen.“

„Nun gut, so gehen wir zu Josty, dorthin wird auch später Doktor Drsl, der Delgoldener Gelehrte kommen.“

„Weinen Sie Kun Drsl, den Meeresforscher?“

„Gewiß. Kennen Sie ihn?“

„Heute hörte ich von ihm. Zwei medizinische Kapazitäten, Doktor Sella und Doktor Morgenstern, sprachen von ihm.“

„Doktor Sella? Doch nicht etwa der Hamburger Kliniker?“

„Eben der. Er ist ein Studiengenosse von mir, und ich trat ihn heute morgen zufällig am Lehrer Bahnhof.“

Rene blieb stehen und blickte überlegend zu Boden. Er war aufgeregt und seine Stimme zitterte, als er sagte: „Können Sie mich mit dem Herrn bekannt machen, Herr Doktor?“

„Aber gern. Er wohnt im Passagehotel, und Sie können ihn morgen früh mit mir aufsuchen.“

„Morgen früh? Nein, heute noch, jetzt gleich.“

Der Kritiker überlegte: „Nun gut, wir telephonieren von Josty aus in sein Hotel und bitten ihn, in das Café zu kommen oder uns sonst einen Vorschlag zu unterbreiten.“

Rene hielt eine Droschke an, und nun fuhren sie die Friedrichstraße vor und bogen in die Leipziger Straße ein. Des ungeheuren Verkehrs wegen mußte der Wagen im letzten Zuge mit anderen halten. Plötzlich sprang der Kritiker auf und rief: „Sella, Sella!“

Ein kleiner Herr mit goldener Brille blieb stehen.

Rene und Doktor Winter, der Kritiker, sprangen aus dem Wagen und Doktor Winter stellte die Herren vor.

Der Arzt sagte: „Ich freue mich, den berühmten Meister der Farbe nun auch persönlich kennen zu lernen, nachdem ich manches Bild von Ihnen, besonders aber das „Walzmärchen“ im Hamburger Museum bewundert habe.“

„Und ich bitte Sie, wenn Sie eine Stunde Zeit haben, auch mein neuestes Werk zu besichtigen. Gerade Sie sollen das Bild zuerst sehen.“

„Und ich?“ fragte der Kritiker.

„Sie können mit, d. h. nur als Privatmann, denn Sie dürfen nicht einen Buchstaben über das Bild veröffentlichen.“

„Ich verspreche es.“

„Nun gut.“

Die drei Herren bestiegen wiederum den Wagen, und nun fuhren sie nach Charlottenburg.

Rene war einsilbig und überließ den beiden anderen Herren allein die Unterhaltung.

Und nun standen sie in Renes Atelier.

Der Maler drehte sämtliche elektrische Birnen an und zog dann den Schleier vom Bilde.

Der Kritiker stützte sein Haupt in die Hände und beschaute das Gemälde, und Doktor Sella lehnte am Ofen und blickte still und ernst auf das Bild.

Rene aber war ganz zurückgesetzt.

Lange, lange Zeit verharrten so die drei Männer. Endlich aber sagte Doktor Sella und legte seine Hände auf Rene Schultern: „Ich kenne die Geschichte Arda Jaskis und begreife, daß Sie sie malen mußten, aber daß Sie das Mädchen so malen könnten, so in jeder Nuance naturgetreu, hätte ich nie für möglich gehalten.“

„Erzählen Sie mir von Arda Jaski,“ bat Rene mit zitternder Stimme.

„Sie ist mir ans Herz gewachsen wie ein eigenes Kind, und sie hat volles Vertrauen zu mir. So erzählte sie mir eines Tages, als ich sie weinend fand, ihr Schicksal.“

„Und sie ist noch bei Ihnen?“

„Noch wenige Wochen. Das Weihnachtsfest will sie in der Heimat feiern.“

„Und dann?“

„Dann will sie ihre Hand dem blinden Erzähler geben.“

Rene wandte sich ab und trat an das Fenster und blickte stumm auf die breite, hell erleuchtete Straße. Ein Hoffnungsbaum war in ihm zusammengebrochen.

Dann bat er die Herren, ihn zu verlassen, er müsse allein sein. Etwa zwei Stunden später kam Kun Drsl. Er trat seinen Freund mit tiefem Antlitz vor dem Bilde stehend.

„Da bin ich, Rene. Du wirst lange auf mich gewartet haben. Verzeihe mir mein langes Ausbleiben. Feodora von Braun aber hielt mich so lange zurück, und ich — ich gestehe es frei, ich war schwach genug, der schönen Frau nicht widerstehen zu können.“

Rene zog Kun neben sich auf den Divan, und er sagte: „Ich habe dich um Entschuldigung zu bitten, mein Kun. Erstens, daß ich mich bei Feodora auf englisch drückte, und dann, daß du mich nicht bei Josty antrafst. Höre nur —“

„Bitte, mein lieber Junge, ich weiß alles. Doktor Winter erzählte es mir. Und nun laß deine träben Gedanken, Rene. Ich muß dir etwas berichten, etwas, worüber du so lachen und schelten wirst, daß dein Trübsinn im Nu verfliegt. Höre: Kun Drsl, das alte Nilpferd — ist verlobt, verlobt in eine Witwe, bei welcher sein bester Freund Vorkaufsrechte hat, verlobt bis über die Ohren. Und er will nun eilends, noch in dieser Nacht, den Staub Berlins von seinen Füßen schütteln und auf sein meerumkraustes Inselnest flüchten.“

Kun Drsl schwieg. So sehr er sich bemüht hatte, seinen Worten einen leichten, lustigen Klang zu verleihen, es war ihm nicht gelungen.

(Fortsetzung folgt.)

Gluck.

Bur 200. Wiederkehr seines Geburtstages am 2. Juli.
Von Dr. Hans Kieemann.

Nachdem die Florentiner am Ende des 16. Jahrhunderts in der Absicht, das altgriechische Drama neu erstehen zu lassen, die Oper, d. h. das Musikdrama gleichsam erfunden hatten und diese neue Kunstgattung rasch ihren Siegeslauf angetreten hatte, da währte es gar nicht allzu lange, und der ursprüngliche Zweck wurde aus dem Auge verloren. Die Musik trat aus ihrer dienenden Stellung hervor und beanspruchte selbstherrlich den ersten Platz oder richtiger: die Gesangssolisten taten dies. Das größere Uebel war die jeder dramatischen Forderung widersprechende Handlung, das unnatürliche Gebaren der antiken Götter und Helden, die statt an das menschliche Empfinden des Hörers zu appellieren, vom Dichter zu marionettenhaften Schemen erniedrigt wurden. Und die Mehrzahl des Publikums befand sich dabei ganz wohl. Denn ihm war die Person des Sängers, der in dieser oder jener Rolle mit endlosen Koloraturen glänzte, weit wichtiger, als eine vernünftige, psychologisch begründete Entwicklung der Handlung.

Ein Reformator tat dringend not. Selbst im italienischen Lager begann man zur Einsicht zu kommen, daß die einseitige Pflege der Solooper ein Uebel sei. In Wien hatte man noch am wenigsten vergessen, daß die Oper ein Drama sein sollte. Hier hielt man im Gegensatz zu den Neapolitanern an der Verwendung des Chors fest, hier war die Oper nicht nur eine Gelegenheit für den Gesangsvirtuosen, seine Künste zu zeigen, sondern auch die selbständige Orchestermusik kam in durchgearbeiteten Instrumentalfaszen zur Geltung. Hier lernte Gluck, der 1748 nach Wien kam, die an der alten Tradition festhaltenden Opern von Fux und Babia kennen. Vor allem aber war der Wiener Intendant Graf Durazzo ein energischer Beförderer der Opernreform; was Graf Algarotti in seinem „saggio sopra l'opera“ (Versuch über die Oper) vorschlug: Wiederaufnahme von Chor- und Instrumentalmusik nach dem Muster der französischen Oper (also bereits ein wesentlicher Gedanke der Gluckischen Reform), entsprach auch seinem Programm. In Gluck fand er für die Bewirkung seiner Ideen den Musiker, ein geeigneter Dichter schien sich ihm in Casabigi zu bieten. Es kam als wahrscheinlich gelten, daß diese beiden Männer überhaupt erst durch Durazzo veranlaßt wurden, gemeinsam dem vorstehenden Ziel zuzustreben.

Lange hatte sich Gluck vom Strom der italienischen Oper treiben lassen. Nur im „Telemach“ (Rom 1750) erscheint er ein anderer; da steht er vor uns als der Gluck, als den wir ihn uns vorzustellen pflegen. Der breite Raum, der darin dem Chor, dramatischen Ensemblefaszen und dem Tanz zugestanden wird, hebt ihn deutlich aus seiner Umgebung heraus, obwohl das verdichtete Intrigenpiel beweist, daß der Dichter der Schule Metastasio angehört. Aber der „Telemach“ blieb vorläufig vereinzelt, und in den nächsten 12 Jahren bewegte sich Gluck wieder in ausgefahrenen Gleisen. Darin unterscheidet er sich wesentlich von Richard Wagner, dessen künstlerische Entwicklung, sobald er sein Ziel einmal erkannt hatte, einen mit unbeirrter Konsequenz durchgeführten Aufstieg darstellte.

Mit dem „Orpheus“ (1762) — Gluck war inzwischen 46 Jahre alt geworden — begann der Umschwung. Casabigi hatte bei der Abfassung des Librettos das Intrigensternchen ganz beiseite gelassen und die Handlung in einfachen, klaren Linien entwickelt. Damit feierten die Renaissancebestrebungen, aus denen heraus einst die Oper geboren war, eine neue Auferstehung. Die in Metastasio's Anschauungen befangenen Zeitgenossen konnten sich freilich mit solchen Neuerungen nicht befreunden. Sie fanden sie langweilig. Und die Musiker vom Fach nahmen es ihm sehr übel, daß er, wie er selbst bekannte, sich nicht scheute, gelegentlich die Schulregeln zugunsten der Wirkung zu opfern.

Außerhalb Wiens vermochte der „Orpheus“ vorläufig nicht Fuß zu fassen. Eine gewisse Popularität von zweifelhaftem Werte genoss er in Mailand. In Trajetta's Buffo-Oper „Cavaliere errante“ tritt ein Wahnsinniger auf, der sich einbildet, Orpheus zu sein. Er singt die Arie „Ade, ich habe sie verloren!“ Hatten die Italiener bemerkt, daß sich Gluck im Ton dieser Arie vergriffen hatte und daß die anmutige Melodie zum Ausdruck der Klage nicht stimmt? Aber was will dieser Mangel bedeuten gegenüber der tiefen Ausdruckskraft, der wir sonst im „Orpheus“ begegnen. Wie genial ist in den Furienschören des 2. Aktes der Uebergang vom frustrieren Trost bis zum Erwachen des Mitleids als einer tiefen Wesen bisher ungelammten Empfindung musikalisch erlebt! Wie idyllisch ist das Ballett der seligen Geister, von welchem Stimmungszauber der in seiner Naturdarstellung Beethovens Pastorale vorahnende Gesang des Orpheus „Weich' reines Licht!“ Hier liegt überhaupt eine der stärksten Begabungen Glucks, der als Försterjohn in innigem Verhältnis zur Natur stand.

Unzufrieden mit dem hinter seinen Erwartungen zurückbleibenden Erfolg des Orpheus, und noch mehr zweier weiterer Reformopern „Alceste“ (1767) und „Paris und Helena“ (1770), wandte sich Gluck jetzt nach Paris, wo er im Hinblick auf die Vorarbeit Lullys und Rameaus auf größeres Verständnis für das eigentlich Dramatische in der Oper rechnen durfte. Und

wirklich wurde die Aufführung der „Iphigenie in Aulis“ (1774) zum Ereignis. Die Schwierigkeiten der Vorbereitung waren hier noch größer, da sich das gesamte Opernpersonal in höchst verwahrlostem Zustande befand; aber er siegte auch hier, zumal er in Maria Antoniette, seiner ehemaligen Schülerin, eine einflußreiche Gönnerin besaß.

Eine Neubearbeitung des „Orpheus“ für Paris, bei welcher die ursprünglich für Alt (den Kastraten Guadagni) geschriebene Titelpartie in eine Tenorpartie umgewandelt wurde, trug zur Vergrößerung seines Ruhmes bei. Inzwischen waren aber auch die Gegner, die Anhänger der italienischen Oper, wieder am Werke. Sie beriefen als Rivalen Nicola Piccini nach Paris, und nur entspann sich der weltberühmte Streit der Gluckisten und Piccinisten, wobei übrigens, während die Parteigänger sich heftig befehden, ihre Häupter in bestem Einvernehmen standen und gegenseitig Beweise ihrer Reiblosigkeit lieferten. Der Ausgang ist bekannt. Gluck blieb Sieger, und auch Piccini beugte sich willig dem deutschen Genius. „Iphigenie auf Tauris“ war die Oper, durch die er auch seine Gegner von seiner Ueberlegenheit als musikalischer Charakterschreiber überzeugte. Gluck hatte, wie Bulthaupt treffend sagt, „das Geheimnis des goldenen Schnitts gefunden, das verborgene Gesetz der Harmonie aller Teile, den Punkt, auf welchem die musikalische Art dramatische Bewegung wird und das Drama sich melodisch, mit lyrischer Ruhe ausatmet.“

So hatte Gluck bei den Franzosen das gefunden, was er bei seinen deutschen Zeitgenossen, vor allen den Fachmusikern, vergebens suchte: Verständnis für sein Reformwerk. Entschädigt wurde er bei seinen Landsleuten durch die Wertschätzung, die ihm die Dichter entgegenbrachten. Der geistesverwandte Mopsod, dessen Dichtungen ihm zu tief empfundenen Gesängen inspirierten, Wieland, Schiller und Goethe zählten zu seinen Bewunderern. Herder erfas in Gluck den Fortsetzer des von Gluck begonnenen Werkes. Ein Jahrhundert nach Gluck wurde dieser Mann geboren: Richard Wagner, dessen Lebenswerk mit dem Glucks vieles gemein hat.

Humoristisches.

* Zweifelhaftes Lob. „Wie wurde Ihre Rede denn aufgenommen?“ fragt ein Gefinnungsgenosse den Agitator. „Ich kann Ihnen sagen — als ich mich schließlich setzte, meinten alle, es sei das Beste, was ich je geleistet hätte.“

* In den Zeiten der Eierzeugung. Der eine Tragöde, vor dem Eierladen, zum Kollegen: „Sieh nur die Preise! Weist Du, so lange das so bleibt, sind wir vor Eiern ziemlich sicher.“

Büchertisch.

— Griebens Reisesführer: Band 29. „Der Rhein“. 29. Auflage mit 11 Karten und einem Grundriß. (M. 3.—) Verlag Albert Goldschmidt, Berlin W 35. Welch großer Beliebtheit sich der Griebensche Reisesführer erfreut, das beweist am besten seine hohe Auflagesiffer — ist er doch soeben bereits in der 29. Auflage erschienen. Dem Führer wurde die Rheinfahrt von Köln bis Mainz zugrunde gelegt, wobei alle Nachbargebiete weitgehende Berücksichtigung fanden. So schließen sich z. B. an das Kapitel Mainz weitere über Frankfurt a. M., das Taunusgebiet und Heidelberg; anschließend an Coblenz wird die Moselbahn nach Trier und entsprechende Rückfahrt mit Dampfer behandelt. Empfehlende Berücksichtigung finden auch alle anderen Nebentäler. Dank der gründlichen Neubearbeitung ist das Buch wesentlich bereichert worden. Das gesamte Kartenmaterial entspricht durchaus dem neuesten Stand. Als Auszüge aus diesem Band erscheinen ein „kleiner Führer für die Rheinfahrt“, Preis RM. 1,50, der für einen kurzen Aufenthalt am Rhein genügen dürfte, und ein Spezialführer „Köln und Umgebung“ (Preis 60 Pfennig.)

Verstecktes.

Man suche ein Sprichwort, dessen einzelne Silben in folgenden Wörtern versteckt sind, wie die Silbe „an“ in „Wanderer“.
Antwerpen — Biberpelz — Rehdehndschuh — Koblbergwerk
Eigenwille — Mufsbach — Geburtstagskind — Schornstein-
leger — Dornröschen — Adlerauge — Bienenkorb
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Stat-Aufgabe in voriger Nummer:
Abkürzungen: tr = Tress, p = Lique, o = Coeur, car = Carreau
trB = Tress-Bube, pA = Lique-As, eD = Coeur-Dame usw.
Das Spiel ist verlierbar. Vorhand muß haben trK, trD, tr9,
tr7, pD, p8, p7, carA, car9, car7. Hinterhand die übrigen: Mittel-
hand drückt pZ und carZ. Spielgang:

1. 8. trK M. trA D. cK = - 19.

2. 9. carK B. carA M. carD = - 18.

3. 8. trD M. trZ D. cD = - 18.

Den 4.-9. Stich erhält Mittelhand, aber der letzte auf trB fällt den Gegnern zu (M. tr3, 8. pA, B. tr9 = - 11), so daß dieselben insgesamt 61 Augen erhalten haben.